

**Theo Kneubühler  
Helmhaus Zürich**

Theo Kneubühler (\* 1945) war in den siebziger Jahren einer der bedeutendsten Kunstkritiker der Schweiz. Vom Standort Luzern aus schreibend, prägte er das damals geistig äußerst lebendige Klima der Innerschweiz mit. Sein Buch «Kunst – 28 Schweizer» wurde zu einem Standardwerk der Schweizer Kunstgeschichte der Epoche. Heute ist Theo Kneubühler mit eigenen – literarischen und bildkünstlerischen – Werken in Kunsthallen, Museen und Katalogen vertreten. Er hat die Position des Rezipienten mit derjenigen des Produzenten vertauscht. Allerdings sind seine Arbeiten, vor allem dort, wo sie sich bildgestaltend äußern, so stark auf die Reflektion des subjektiven Weltempfindens ausgerichtet, daß von Produktion im Sinne des Kunstmarktes nicht gesprochen werden kann. Vor rund zweieinhalb Jahren gab Marie-Louise Lienhard, Direktorin des stadtzürcherischen Museums im Helmhaus, dem bis dahin mehr über Kunst Denkenden als Kunst Schaffenden eine ihrer «cartes blanches», das heißt freie Hand für eine Ausstellung nach eigenem Konzept. Realisiert hat Theo Kneubühler eine Publikation und eine Ausstellung von sehr persönlichem Gehalt, wobei das Buch «Josef» ebenso bild- und klangmalerische Qualität hat wie die Helmhaus-Räume als Sequenz ausgeformter Gedanken bezeichnet werden konnten. Erinnerungen an Jean-Christoph Ammanns «Visualisierte Denkprozesse» (Kunstmuseum Luzern, 1970) wurden wach. Theo Kneubühler agiert indes zwischen den Gattungen; sein Schaffen oszilliert zwischen den Assoziationsfeldern von Sprache einerseits, von Material und Form andererseits. Was ihn, wohl aus der eigenen, im Kern introvertierten Befindlichkeit heraus, hier wie dort interessiert, ist die Grenze zwischen Natur und Gestalt, die Nahtstelle, wo Gestalt sich selbst formt beziehungsweise durch den Menschen gestaltet wird. Marie-Louise Lienhard sprach in Zürich von «Artikulationsgrenze».

In seiner gänzlich auf Worte verzich-

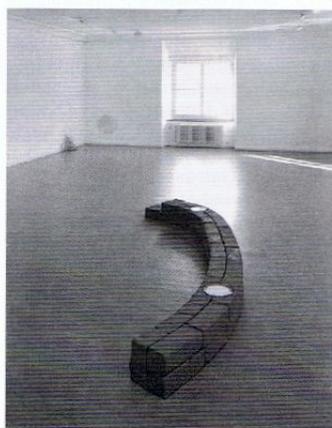
tenden Ausstellung setzte Kneubühler den Gedanken zum Beispiel in Raum Nr. 5, betitelt «Kennt Dauer, was trennt?», anhand einer raumgreifenden Holzkonstruktion um, die gerade soweit ausformuliert war, daß sich die Assoziation «Schiff» einstellte, und zwar sowohl formal als auch literarisch. Ein im Raum schwingendes Tau, ein rotes Energiefeld sowie eine richtungsweisende Wand mit kaum wahrnehmbarer, gemalter «Spiegelung» verstärkten dabei das assoziative Bild. Ähnlich wie bei der bereits 1992 in Luzern und nun wieder gezeigten «Wurmfräslinie» provozierte Kneubühler die Frage nach der Interferenz von Außen- und Innenraum, von Real- und Denk-Raum, letztlich auch die Frage, wie wenig Form es brauche, um eine innere Vorstellungswelt in die öffentliche Situation eines Ausstellungsraumes auszustülpen. Konkret: Reicht es, ein Stück Holz mittels Licht als Schatten auf die Wand zu projizieren, um die Denk-Ebene zu visualisieren?

Während Kneubühler mit dem Text «Josef» in dem ihm letztlich doch vertrauteren Medium Sprache ein herausragendes Essay gelang, das mit Klang, Bild und Inhalt von Wörtern spielt wie ein Maler mit Farbe, Form und Bedeutung, stellte sich in der Ausstellung immerwährend die Frage des Kunstkontextes. Und da begleitete einen die Empfindung des Déjà-vu, ob man wollte oder nicht. Von der formalgestalterischen Kraft her über-

zeugte die Ausstellung nicht restlos. Schob man indes die Bedeutung formaler «Erfindung» beiseite und konzentrierte sich auf die literarische Qualität der «Bilder», wurden die Säle letztlich doch zu jenen subjektiven Empfindungsräumen, die der Mensch sich denkend bauen kann und die Theo Kneubühler letztlich zu formulieren suchte. Das zentrale Acht-Eck-Objekt in Raum Nr. 6, «Orte im Feld», war, so gesehen, fast eine Zusammenfassung. Es handelte sich um eine achteckige, somit Kreuz und Himmelsrichtungen einbindende, tempelartige Zelle; eine einfache Holzkonstruktion mit matttransparenter Plastikfolie umhüllt; ohne Eingang und Ausgang. Die «Mauern» waren mit Zeichen von Kneubühlers Freund Rolf Winnewisser markiert. Nicht körperlich, nur denkend konnte man sich in den Raum stellen und den Grad der Durchlässigkeit, die Beschaffenheit der «Naht» zwischen Innen und Außen, zwischen «Ich» und «Du» erfahren. ANNELIESE ZWEIZ

**Die Künstlergruppe  
ZERO  
Galerie  
Marie-Louise Wirth  
Zürich**

... fünf, vier, drei, zwei, eins – ZERO! Gleich dem Moment vor dem Start einer Weltraumrakete, waren die fünfziger Jahre auf dem Gebiet der europäischen Kunst ein Nullpunkt voller Energie. Die Vorkriegswelt, die auf klassisch-humanistischen Werten aufgebaut war, hatte versagt. Es galt innezuhalten, Kräfte zu sammeln und neue Richtungen zu bestimmen. Eine davon war der Tachismus, die Art informel, die Stilrichtung eines abstrakten Expressionismus, der das Hauptgewicht auf den Schaffensprozeß beim Gestalten und damit auf ausdrucksstarke Gestik legte. Die Künstlergruppe Zero nahm eine Gegenposition dazu ein. Ihre Bilder sind frei von Emotionen, sachlich und geklärt. Die Düsseldorfer Heinz Mack und Otto Piene, damals beide um die 30 Jahre alt, publizierten erstmals 1958,



Theo Kneubühler, Ausschnitt «Kennt Dauer, was trennt?», Helmhaus, 1993